

Eheringe als letzte Botschaft der Eltern

Den Holocaust überlebt: Die Berliner Inge Borck versteckte sich im Umland / Von REINA MEHNERT

Todesangst, Demütigung und Ungewißheit prägten ihre Jugend in Berlin. Weil sie jüdischen Glaubens waren, wurden ihre Eltern, Großmutter, Onkel, Tanten, Kusinen und alle ihre Freundinnen von den Nazis im Dritten Reich ermordet. Inge Borck gehört zu den wenigen Juden, die den Holocaust in Verstecken überlebt haben. Im Gegensatz zu den meisten Verfolgten des Nazi-Regimes bemüht sie sich, über ihre Erlebnisse zu sprechen – bemüht, die Kraft, die sie es kostet, jene schrecklichen Erinnerungen zu formulieren, zu verbergen. Der Schmerz versteckt sich hinter schlichten Sätzen.

„Mein Leben begann nach 1945, als ich mir als einzige Überlebende meiner Familie den Willen zum Leben abgerungen hatte“, erklärt sie. Und den Zuhörer überkommt eine Ahnung des jahrelangen Grauens.

Inge Borck kam als Inge David in Berlin zur Welt. Ihr Vater, Martin David, war Geschäftsführer der Schuhfabrik Conrad Tack. Schon 1933 mußte er als Jude die Firma verlassen. Dennoch hoffte er eine neue Existenz gründen zu können – in der Nazi-Zeit ein aussichtsloses Unterfangen. Vorübergehend arbeitete er in einer Textilfirma, verlor wieder die Stelle, da die Besitzer nach Amerika emigrierten.

Als arbeitsloser Jude wurde er zur Zwangsarbeit im Straßenbau verpflichtet, obwohl er Träger des Eisernen Kreuzes war. Seine Tochter ging in das Kleist-Gymnasium neben der Synagoge in der Levetzowstraße 7-8, später Sammellager für die Deportation. Als ab 1939 Juden das Besuchen von Oberschulen verboten wurde, wechselte sie in die jüdische Theodor-Herzl-Schule am Kaiserdamm.

Es sollte nicht lange dauern, bis der Familie in ihrer Charlottenburger Wohnung in der Sybelstraße jene gefürchtete Postkarte zugestellt wurde: die Aufforderung, sich im Sammellager Levetzowstraße einzufinden. „Uns blieb wenig Zeit, um die Wohnung aufzulösen. Wir packten das Notwendigste und nähten in die Säume unserer Kleidung noch verbliebene Wertsachen“, erinnert sich Inge Borck. „Viele Juden glaubten damals nicht, ermordet zu werden.“

Doch aus unerklärlichen Gründen bekam die Familie eine weitere Mitteilung: „Eltern und Tochter vorläufig vom Transport zurückgestellt.“

„Ende 1942 zogen wir zwangsweise in ein ‚Judenhaus‘. Mommensstraße 42, Ecke Waitzstraße – noch heute überkommt mich ein Grauen, wenn ich dort vorbeifahre“, berichtet Inge Borck. „Alle waren dort schon abgeholt worden, wir waren die letzten, bei denen die Gestapo klingelte.“

Als es eines Tages läutete, erkannte die Mutter sofort die Gefahr, öffnete nicht, sondern flüchtete durch den Seitenausgang. Inge Borck und ihr Vater waren nicht zu Hause. Da die Wohnung von der Gestapo versiegelt wurde, lebte die Familie von diesem Zeitpunkt an illegal bei verschiedenen Bekannten. Besonders Martin David litt unter der Situation, nur mit dem, was man am Körper trug, herumzuirren und auf Hilfe anderer angewiesen zu sein.

„Meine Eltern brachten mich schließlich in einer Pension unter



Dokumente der Erinnerung: Inge Borcks Papiere, Fotos ihrer Eltern sowie Ehering und Uhr ihres Vaters

FOTOS: STACHE

und versteckten sich tagsüber in den Wäldern des Berliner Umlands.“ Während Inge Borck erzählt, schweifen ihre Gedanken oft ab. Immer wieder muß sie die Erinnerungen sortieren. Vieles hat sie verdrängt. Andererseits möchte sie der jungen Generation das Unbegreifliche mitteilen.

Sie stockt, zögert ein wenig und spricht weiter: „Weil meine Eltern schließlich niemandem mehr zur Last fallen wollten, entschieden sie sich zu einem gefährlichen Schritt. Nachts lösten sie das Gestapo-Siegel und schliefen in der beschlagnahmten Wohnung. Plötzlich stand die Gestapo vor der Tür. Meine Mutter schaffte es noch, mich anzurufen. Sie schrie: ‚Bleib, wo du bist! Sie sind da!‘ Das waren die letzten Worte, die ich von meiner Mutter gehört habe.“

Inge Borcks Eltern kamen in das Sammellager Große Hamburger Straße und wurden deportiert. Diese schreckliche Gewißheit erlangte sie, als eine Fremde sie in ihrer Pension aufsuchte: Inge Borcks Eltern hatten der Frau kurz vor dem Abtransport ihre letzten Habseligkeiten, darunter die Trauringe und Martin Davids Uhr, anvertraut.

Von den rund 170 000 Juden, die in Berlin lebten, waren Ende 1943 nur noch wenige übriggeblieben. Zu ihnen gehörte auch Max Bukofzer, ein wohlhabender Mann aus der Textilbranche, der die Familie David seit Jahren kannte. Er hatte den passenden Zeitpunkt für die Emigration verpaßt, lebte in wechselnden Verstecken. Inge Borck traf ihn wieder, als sie nach einem Unterschlupf suchte. Dieser Mann hatte eine besondere Sympathie

für sie. Er wurde ihr Begleiter. Mit ihm wechselte sie die Unterkünfte.

Den Winter 1943 verbrachten die beiden in einer Laube in Alexanderdorf bei Zossen. Das Grundstück gehörte einem Mann, der mehreren Juden geholfen hatte. Dabei war er allerdings kein uneigennütziger „Gastgeber“. Max Bukofzer zahlte mit verbliebenen finanziellen Mitteln und Nylonstrümpfen. Im Dorf freundeten sie sich mit kriegsgefangenen Serben, dem Bürgermeister und dem Ortsgendarmen Gerd Gericke an. Sie hörten gemeinsam den britischen Sender. Am Tag des Hitler-Attentats, dem 20. Juli 1944, erschien Gerd Gericke und teilte mit, daß er diesmal nicht als Freund käme, sondern um sie zu verhaften. Sie waren von ihrem Vermieter verraten worden.

Doch Gerd Gericke wurde zu ihrem Retter: Er meldete seiner Dienststelle, daß Inge Borck und Max Bukofzer geflohen seien, und ließ sich in einen anderen Ort versetzen, um sie dort zu verstecken. So verbrachten Inge Borck und Max Bukofzer in Pechüle bei Treuenbrienzen das Jahr bis zum Ende des Krieges. Mit Hilfe



Inge Borck, Vorsitzende des Sportvereins TUS Makkabi, auf ihrer Terrasse

von Gerd Gericke erhielt Inge Borck auch neue Ausweispapiere: Sie hieß nun Irma Ahl und war auf dem Papier einige Jahre älter. Mit ihrer neuen Identität wagte sie „Hamsterfahrten“ nach Berlin, um Kaffee, Butter und andere Lebens-

mittel zu besorgen. Als die Amerikaner einzogen, glaubten Inge Borck und Max Bukofzer, endlich gerettet zu sein. Doch das Dorf geriet erneut in die Hände der Deutschen. Wieder galt es, sich zu verstecken – bis die Russen den Ort einnahmen.

Inge Borck und ihr Begleiter gaben sich zu erkennen. Doch einer der Befehlshaber, selbst Jude, wollte nicht glauben, daß es in jener Gegend noch Menschen seiner Religion gab. Erst als Inge Borck das Gebet „Schmah Israel“ auf sagte, glaubte er ihr. Was bis dahin als Todesurteil galt, gereichte nun zur Rettung.

Zurück in Berlin, besuchte Inge Borck eine Modeschule. Max Bukofzer, inzwischen ihr Lebensgefährte, kaufte 1956 eine Modefirma. Dort war sie als Mitarbeiterin, später als Mitinhaberin am Erfolg des Unternehmens Bukofzer & Schmidt maßgeblich beteiligt.

Ende der fünfziger Jahre heiratete sie den Journalisten Werner Borck, 1965 wurde ihr Sohn David geboren. Den Vornamen wählte Inge Borck in Erinnerung an ihre Familie. In den achtziger Jahren verkaufte sie ihre Firma. Seither widmet sie sich ehrenamtlichen Aufgaben. Inge Borck ist Vorsitzende des jüdischen Sportvereins TUS Makkabi und stellvertretende Vorsitzende des Fördervereins für die Errichtung eines Mahnmals der Juden Europas.

Trotz des großen Leids in ihrem Leben ist Inge Borck nicht verbittert. „Ich lebe gern und gut“, betont sie lächelnd – und lehnt sich zurück in den weiß-grünen Sessel auf ihrer von Säulen umgebenen Terrasse.